

I. Geschichte und Denkmäler.

I. Neue Beiträge zur mittelrheinischen Alterthumskunde.

Von
Dr. C. Mehlis.

Hierzu Tafel I und II.

I. Eine Felsenzeichnung aus der la-Tène-Zeit.

I.

Nördlich und oberhalb von Dürkheim a. d. Hart liegt der von einem Steinwalle, der Heidenmauer, umzogene Kastanienberg. Auf seiner Ostseite fallen die koulissenartig gestalteten, regelmässig behauenen Wände des Brunholdisstuhles steil ab zur Stadt. Schon 1360 erscheinen diese Felswände urkundlich als „Brinholdesstuhl“¹⁾.

Auf den drei Partien desselben nach rechts, links und in der Mitte befinden sich sonderbare Zeichen in den Fels gehauen. Es sind meist sechsspeichige Räder mit Zacken nach oben, mit einem Stabe nach unten, der zweigartige Ausläufer entsendet²⁾. Auf allen drei Seiten sind Rosse dargestellt. Zur Rechten ein nach rechts ansprengendes; zur Linken ein nach links gewendeter Pferdekopf. Das meiste Interesse nehmen die Darstellungen in der Mitte dicht an dem Stiegenaufgang in Anspruch.

Die hier befindliche Wand hat 2,70 m Breite, 4,20 m Höhe, 3,40 m Dicke. Im unteren Drittel der Höhe sind folgende Bilder in einer von links nach rechts gehenden Reihe dargestellt:

1) Ein kühn von links nach rechts ansprengendes Ross, ohne jedes Emblem, ohne Reiter. Die Vorderbeine sind gestreckt. Die Maasse betragen: 50 cm Länge, 40 cm Höhe.

2) Ein Adler mit nach links gewendetem Kopfe, hängenden Flügeln. Maasse: Länge = 30 cm, Höhe = 25 cm. Links vom Schnabel ist ein Kreuz tief eingehauen. Der Adler erinnert in Gestalt und Haltung an den auf gallischen Münzen erscheinenden Raubvogel. Vgl. Fr. Streber: „Ueber die Regenbogenschüsselchen“,

1) Dürkheimer und Amorbacher Archiv.

2) Virchow bezeichnet sie als Radnadeln.

München 1861. 2. Abth. Taf. 2, Fig. 16, 17, 18. Sie stammen vom pagus Vindiolensis in der Diözese Beauvais.

3) Eine Biga mit dem Auriga (vgl. Zeichnung). Auch dies Pferd — vielmehr dies Gespann, wie die doppelten Pferdefüsse andeuten — sprengt von links nach rechts. Maasse: Länge = 40 cm, Höhe = 37 cm. Am Hals trägt dasselbe einen Gegenstand mit kreisförmigem Durchschnit. Durch ihn laufen die zwei Zügel zur deutlich gezeichneten Trense.

Hinter dem lang herabhängenden Schweife wird das vier-speichige Rad der Biga und das abwärts geneigte Gestell derselben deutlich sichtbar. Auf demselben steht der Auriga. Auf dem Haupte trägt derselbe eine nach vorn spitz zulaufende Kappe oder einen Lederhelm. Das eng anschliessende Gewand schlägt über der Brust Falten. Mit den beiden Händen hält er, stark nach vorwärts geneigt, die Zügel. Hinter seinem Rücken wird eine breite Kornähre sichtbar. Ueber dem Pferdehaupte ist ein Halbmond sichtbar; links davon bemerkt man mehrere Kugeln, eine grosse, zwei kleine; sie stellen wohl Sonne und Sterne vor.

Sämmtliche Figuren sind mit einem eisernen Werkzeuge (Pickel) nicht kunstlos, sondern mit Verständniss für Thier- und Menschenformen eingespitzt. Im Ganzen sind diese 3 Figuren wohl erhalten, da der Verfasser erst vor mehreren Jahren die Wand von Schutt und Erde frei räumen liess.

Und nach welchen Mustern arbeiteten diese Künstler? Wohl kaum nach der Natur, da Pferde in den Felsenklüften auch vor zwei Jahrtausenden nicht frei herumlaufen konnten und auch vor und hinter einer wirklichen Biga: Aehre, Sonne, Mond und Sterne nicht sichtbar waren.

Eine überraschende Analogie dagegen bieten die in der Nähe gefundenen gallischen Münzen dar.

Von Ungstein ($1\frac{1}{2}$ Stunde Entfernung nach Osten) stammt eine mit dem Pferde geschmückte gallische Silbermünze (vgl. Mehlis: „Studien“ III. Abtheilung, 2. Tafel, Nr. 12).

Von Weissenheim a. S. ($1\frac{1}{2}$ Stunden Entfernung nach Osten) rührt gleichfalls eine gallische Silbermünze her mit dem Doppelpferde. Unterhalb desselben ist ein Rad, vor demselben ein Halbmond angebracht.

Am Fusse der Rietburg endlich bei Edenkoben (ca. 4 Stunden Entfernung nach Süden) wurde vor einem Menschenalter ein Kollektiv-

fund gallischer Goldmünzen gemacht. Eine derselben liegt dem Verfasser im Original vor (Eigenthümerin: Frau Rath Keller in Landau).

Auf dem Avers: Apollokopf mit Lockenhaupt.

Auf dem Revers: Biga mit Auriga. Das Gespann sprengt genau wie auf dem Brunholdisstuhl von links nach rechts. Der Auriga hat dieselbe Kappe, die nämliche Haltung, die Biga dieselbe Zeichnung. Vor dem Haupte des Pferdes steht eine konische Aehre; es kann auch ein Spinnrocken sein. Unterhalb des Pferdes ist ein Donnerkeil angebracht; darunter eine Verstümmelung griechischer Buchstaben: ΠΠΠΠ (Verstümmelung von ΦΙΛΙΠΠΙΟΣ). Diese Goldmünze ist eine Nachahmung der im 4.—3. Jahrh. weit verbreiteten Goldstateren des Königs Philipp von Macedonien, der 336 ermordet wurde. Den Donnerkeil auf dieser Münze erklärt der Numismatiker Chr. Lenormont als Monogramm der Münzen der Arverner¹⁾.

Die Aehre dagegen (gallisch edh) ist nach de Gauley²⁾ das Symbol der Eduer, Aeduer, Haeduer³⁾.

Eine analog gestaltete gallische Goldmünze mit der Aehre bildet Dr. H. Meyer: „Beschreibung der in der Schweiz aufgefundenen gallischen Münzen“, Zürich 1863, II. Tafel, Nr. 99 ab. Dort sind noch mehr Pendants dieser Art dargestellt; vgl. Nr. 94 bis 100, 103 bis 107.

Auch zu Sausenheim (2 Stunden Entfernung nach Norden) wurde ein gallischer Goldstater mit Auriga und Biga aufgefunden; vgl. Mehlis: „Studien“, III. Abth. Tafel 2, Fig. 18.

Nach diesen Nachweisungen, wonach gallische Münzen im N., O. und S. des Brunholdisstuhles vorkommen, kann es keinem Zweifel unterliegen: der Künstler arbeitete am Brunholdisstuhl seine Darstellung des Wagenlenkers, des Wagens und des Gespannes, der Aehre und des Mondes nach einem auf gallischem Boden gut imitirten Goldstater Königs Philipp. Dieser Goldstater gehörte wahrscheinlich einer Münzstätte der Aeduer an, die später nach Caesar de bello

1) Vgl. Revue numismatique 1858. p. 115.

2) Vgl. Revue numismatique 1861. p. 80. Sollten beide Symbole vereint vor ihre Gegnerschaft zeitlich fallen?

3) R. Forrer „Antiqua“ 1891. S. 12 bestreitet dies. Nach seinen Quellen erscheinen „Donnerkeil“ und „Aehre“ auf Philipper-Stateren. — Dr. Riggauer schreibt diese Münzen den Aeduern oder den Arvernern zu. Schriftliche Mittheilung an den Verfasser.

gallico I, 31 mit den Arvernern um die Hegemonie stritten. Ihre Handelsmünzen und ihre politischen Verbindungen reichten lange Zeit vor Caesar schon bis an den Mittelrhein, bis zu den Mediomatricern und Treverern. Das gallische Original des Goldstaters, nach welchem der Künstler den Fels bearbeitete, war zudem ein altes und gutes. Forrer schliesst daraus (vgl. „Antiqua“ 1891, S. 13), dass diese guten Kopien kurze Zeit nach dem Original entstanden und in ihren besten Exemplaren bis ins 4. Jahrh. zurückreichen.

Demnach muss wohl auch die Felszeichnung entstanden sein, als noch gute, alte Kopien der philippischen Goldstateren am Mittelrhein kursirten, d. h. spätestens im 3. Jahrh. vor Christus in der mittleren la-Tène-Zeit.

Dass durch diesen numismatischen Nachweis auch Licht über die Benützungszeit der mit dem Brunholdisstuhl in direkter Verbindung stehenden „Heidenmauer“ fällt, ist selbstverständlich.

Aus technischen Gründen bewies der Verfasser („Studien“, X. Abth. S. 23—27), dass ihre Hauptbenützung in die la-Tène-Zeit fallen musste.

Beide Beweise ergänzen sich. Unsere neueste Darlegung aber bringt noch Indicien dafür, dass gallische Gauvölker, Vasallen der Aeduer, diese Ringwälle am Mittelrhein errichtet und vertheidigt haben. Caesar nennt sie oppida; ihre Mauertechnik beschreibt dieser Feldherr in seinen Commentaren de bello gallico VII, 23.

II.

Sorgfältige Ausgrabungen am Brunholdisstuhl oberhalb Dürkheim veranstaltete der dortige Alterthumsverein Ende November, um die früher gefundenen Felsenbilder weiter zu verfolgen. Rechts vom „Zweigespann“ stiess man hierbei auf ein weiteres, etwas tiefer eingegrabenes Pferd, welches jedoch die gleichen Dimensionen wie die Rosse am Wagen (30 cm Länge auf 23 cm Höhe) aufweist; diesem Ross folgt nach rechts die Zeichnung einer 75 cm langen, 17 cm hohen Schildkröte. Der kleine Kopf mit dem halb offenen Maule ist lebensvoll nach einem, in südlichen Regionen gediehenem Originale oder einer guten Vorlage aus den Rippen des harten Buntsandsteinfelsens herausgearbeitet. Eine etwas grössere Kopie dieser Chersine sitzt 1 m tiefer unten; doch ist die Erhaltung letzterer eine weniger gute. Dicht neben der ersten Schildkröte

wird in dieser, von parallelen Furchen durchzogenen Zone eine vier-eckige Vertiefung sichtbar, welche — 20 cm lang, 15 cm breit, 4 und 8 cm tief — für einen Sperrbalken bestimmt war, dessen Ein- und Ausführung oberhalb und unterhalb des Balkenloches deutlich sichtbar ist. Diese Vertiefung, sowie ein 70 cm unterhalb derselben vorstehender Rand nebst einem, weitere 50 cm unterhalb des letzteren, vorstehender Absatz von 25 cm Breite deuten darauf hin, dass die ganze, auf eine Länge von 3,40 m mit Thierbildern verzierte Wand die Rückseite eines Wohnraumes oder einer Halle vor Zeiten gebildet hat, welche in der Höhe des Balkenloches mit einer Barrière geschlossen war. Gleich modernen Tapetenbildern wirkten in diesem Falle die alten Felsbilder auf den Bewohner.

Von dem oben erwähnten Absatze an wurde noch auf weitere 2 m in die Tiefe gearbeitet, so dass die Gesammthöhe der Felswand jetzt 6,50 m Höhe besitzt. Auf dieser letzteren Zone ward nun ein mit Seitenzacken versehenes Kreuz entdeckt, ein Steinmetzzeichen des späteren Mittelalters, das in derselben Gestalt auf der Limburg vorkommt. Bohrversuche beweisen, dass diese Wand noch mindestens $1\frac{1}{2}$ m weiter in die Tiefe geht.

In späterer Zeit beutete man darnach, nachdem Jahrhunderte lang die Felsbilder vom nachrutschenden Schutt bedeckt waren, die Wand zu baulichen Zwecken weiter aus. Einen rechten Winkel zu dieser Wand bildet eine zweite, nach Norden sich erstreckende Wand. Sie hat 3,28 m Länge. Eine dritte, wiederum wie die erste 3,40 m lange Wand bildet mit der zweiten einen rechten Winkel, so dass ein vorspringendes und ein einspringendes Eck entsteht. Auch diese zwei Wände sind sauber mit Furchen von Seiten geschickter Steinmetzen bearbeitet. An der zweiten Wand sind in gleicher Höhe, wie Ross und Biga an der ersten, die Konturen eines Cerviden (20 : 15 cm) eingehauen. Nach den Schaufeln beabsichtigte der Künstler den Kopf eines Elennthieres wiederzugeben. An der dritten Wand ist unter einem grossen R von alt-römischer Form die Gestalt eines Delphins eingehauen (34 cm Länge). Capride und Delphin blicken nach rechts, wie alle Thiergestalten ausser zweien, dem Adler und der Eule.

Inscription am Brunholdisstuhl.

An der dritten Wand, auf welcher Delphin und ein Mohnstengel eingehauen sind, steht zwischen beiden die auf Taf. I dargestellte In-

schrift. Sie ist 2 m unterhalb der Oberkante der Wand deutlich eingehauen und zwar von links nach rechts, wie die Doppelpunkte am Ende u. A. beweisen. Dieselbe besteht bis jetzt aus drei Zeilen, die jedoch nach des Referenten Ansicht verschiedenen Schrifttypus aufweisen. Die erste Zeile hat den Charakter einer Cursivschrift mit stark ausgeprägten Apices, die zweite und dritte den der gewöhnlichen römischen Capitalschrift. Die Technik ist bei den drei Zeilen die nämliche: Die Züge wurden durch Pickelhiebe eingespitzt, nur das M der zweiten Zeile ist mit dem Meissel eingehauen. Die erste Zeile hat ferner am Ende der Buchstaben, so bei den beiden N, bei U gewisse, als Ornamente aufzufassende Fortsätze und Verschlingungen, die an den Typus der irischen Schrift erinnern. Die Länge der ersten Zeile = 1,34 m; die Höhe der Buchstaben in erster Zeile beträgt 10—17 cm, in zweiter Zeile 10 cm, in dritter Zeile 8—10 cm.

Zur Lesung ist folgendes zu bemerken:

I. Zeile:

Buchstabe 1 ein nach rechts in eine Art Blume endendes N.

Buchstabe 2 ein A mit starken Grundstrichen, der Querstrich ist nur angedeutet.

Nach diesem A folgen drei Zeichen, die wie ZOV aussehen, doch halte ich sie nach öfterer Untersuchung für ornamentative Zuthaten.

Buchstabe 3 und 4 ein im Querstrich etwas undeutliches N (= 1. Buchstabe); zwischen die beiden Hasten ist ein kleines T eingeschrieben; also = NT.

Buchstabe 5 ein U. Am rechten Apex eine nach oben laufende Verschlingung.

Buchstabe 6 ein kleines A mit schwach angedeutetem Querstrich.

Buchstabe 7 ein S oder G; der obere Theil ist stark ausgeführt; die untere Halbschleife schwächer angedeutet.

Nach Buchstabe 7 folgt ein unklares Zeichen: ein umgekehrtes V, daneben zwei Punkte, darunter zwei kleine Halbbögen. Diesem Trennungszeichen (?) folgt der 1 m lange Mohnstengel mit Samenkapsel und angedeuteten Blättern der Blüthe.

Buchstabe 8 ein nach oben sich verstärkendes J.

Buchstabe 9 ein U = Buchstabe 5. An Stelle der Verschlingung hier ein Halbbogen.

Das letzte Zeichen, vor dem Doppelpunkte stehend, gleicht der Samenkapsel des Mohnstengels.

Je nachdem man die beiden, rechts vom Mohnstengel stehenden Buchstaben zum Worte links desselben hinzuzieht oder nicht, dürfte diese Zeile zu lesen sein:

1. Nantuas.
2. Nantuas(g)io(u = o).

II. Zeile:

Diese enthält die bekannte Widmungsformel

I · O · M ·

Buchstabe 1. I stark liegend eingehauen.

Buchstabe 2. O kreisrund und kleiner als I und M.

Nach O steht ein Punkt, ebenso nach M, vor I ein gezogener Halbbogen.

Buchstabe 3. M mit stark divergirenden Hasten.

Der 2 Querstrich ist doppelt gesetzt; der Steinmetz hat sich das erste Mal verhauen. Nach dem Schrifttypus gehört Zeile 2 dem 3. oder 4. Jahrhundert n. Chr., der Constantinischen Zeit an, wohin auch die Inschriften auf der Nordostwand am Brunholdisstuhl gehören (vgl. „Berliner philolog. Wochenschr.“ 1889, Nr. 13, 14, 15, 1892, Nr. 9).

III. Zeile.

Dieselbe fand Referent erst einige Wochen, nachdem Zeile I und II von ihm festgestellt waren. Der Duktus zeigte sich noch flüchtiger als bei Zeile II; auch zehrte die Zeit an diesen Zeichen.

Der 1. Buchstabe ist ein F, dem, wie häufig, der mittlere Querstrich fehlt.

Im 2. Buchstaben ist ein L mit kleinem Querstrich zu erkennen. Nach ihm folgt zur Rechten ein Punkt. AVI als 3., 4., 5. Buchstabe sind ohne grosse Mühe festzustellen. I ist schief nach rechts gestellt; A und V sperrig gestaltet. Vom 6. Buchstaben ist oberer Apex, sowie einzelne Theile des 2. Striches ausgeführt, der Rest nur angedeutet.

Im 7. Buchstaben ist ein deutliches S erhalten. Der untere Halbkreis erscheint am Ende gespalten.

Dem S folgen zwei flüchtige Punkte; diesen schliesst sich der von oben her ziehende Mohnstengel an.

Länge dieser Zeile = 85 cm.

Höhe der Buchstaben = 8—10 cm.

Jenseits des Mohnstengels folgt ein noch einsames O. Ob dies der Anfangsbuchstabe des noch fehlenden Cognomens ist, kann Referent bis jetzt nicht entscheiden.

Was die Lesung der Zeile III betrifft, so sind zwei Möglichkeiten vorhanden. Entweder ist FL. als Pränomen und Avius als nomen gentile zu erklären, wobei zu beachten ist, dass nach Prof. Klein's Mittheilung die gens Avia inschriftlich selten vorkommt (vgl. Wilmanns, Ex. inscript. Latin. N. 2021, ein Avius von Capua aus dem Jahre 113 vor Christus). Oder man liest die 7 Buchstaben zusammen als

Flavius. —

Nach genauer Prüfung der 3 Zeilen (leider ist es unmöglich, ein Photogramm aufzunehmen) gehören Zeile II und III als Name des Gottes und des Dedicators zusammen. Zeile I hingegen ist von diesen folgenden Zeilen durch den Schrifttypus völlig geschieden. Auch die Technik ist bei Zeile I different; die einzelnen Züge sind sorgsam und genau, Punkt für Punkt eingehauen, während Zeile II und III die Flüchtigkeit der Decadence auf der Stirne tragen.

Referent ist geneigt, Zeile I mit Delphin und Mohnstengel chronologisch zusammenzustellen.

Vielleicht hat, wie Prof. Klein vermuthet, ein gallischer Besucher, heisst er nun Nantuas oder Nantuas(g)io, hierin seinen Namen verewigt.

Rechts von dieser Inschrift wird der schon erwähnte Mohnstengel in Originalgrösse sichtbar. Er besteht aus der Wurzel, dem Stengel und dem Blütenknopf. — Delphin, Elennthier, Mohnstengel sind so gut getroffen, dass selbst gewöhnliche Leute diese Bilder als das, was sie vorstellen sollen, erkannt haben. — Was die Technik betrifft, so ist sie bei allen diesen Felsbildern die gleiche: die Umrisse wurden auf Grund einer Vorlage (Kreideskizze!) mit einem Pickel eingespitzt, nicht, wie später, mit dem Meissel eingehauen. — Jeder Hieb ist noch deutlich sichtbar! —

Zwischen den Felsbildern und der Inschrift (Zeile II und III) waltet in der Technik und der Gestaltungskunst ein grosser Unterschied ob. Nach unserer Ansicht sind ihre Entstehungszeiten durch einen Zeitraum von mehreren Jahrhunderten getrennt. Dass die römische Motivinschrift nach Delphin und Mohnblumen entstand, das beweist die Rücksicht, welche der Meissler dieser Motivzeilen

auf den Raum zwischen beiden Bildern nahm. Er traf sie sicherlich schon an.

Wahrscheinlich ist es, dass zweite und dritte Wand die Seitenflächen eines weiteren Wohnraumes gebildet haben, dessen Eingang am Ende der ersten Wand lag. — Auf die chronologische Stellung dieser Felsbilder weist vor Allem die schon besprochene Biga hin, die ohne Zweifel nach einem gallischen Goldstater getreu gearbeitet ist. — Schildkröte und Delphin kommen als Münzbilder auf griechischen Münzen vor; jene auf den Drachmen von Aegina, dieser auf dem Prägegeld von Argos und Tarent. Ob jedoch analog obigem Schluss auch für diese beiden Thiergestalten als Original ein scharfes Münzbild anzunehmen ist, oder ob dem Künstler nicht vielmehr ein Naturbild vorlag — diese für unsere Felsbilder wichtige Frage muss noch in Schwebe bleiben. — Auch auf der Südwestseite des Brunholdisstuhles¹⁾ wurde eine ca. 12 cm lange, mit Blumenstengel, Rad, Pferdekopf gezierte und mit Streifen durchfurchte, aus weissem Sandstein bestehende Felswand aus etwa 1½ m Tiefe freigelegt. Im Eck fand sich in ½ m Tiefe ein Dutzend Leistenziegel mit Gefässtrümmern aus dem 14. Jahrh. An der Felswand selbst wurden die Konturen von mehreren Blumen mit langen Stengeln sowie die Inschrift: MA sichtbar. Der Schutt bestand aus Hausteinen von rother Farbe, die sicherlich zu baulichen Zwecken hierher in alter Zeit geschafft worden sind und erst in einer Viertelstunde Entfernung lagerhaft vorkommen. Das oben befindliche Rad und die darunter stehenden Buchstaben MA erinnern auffallend an die massiliotischen Münzen (Obolen) und deren gallische Nachahmungen. Beide tragen als Revers Rad und MA (= Massalia). Vgl. Näheres bei Forrer: „Antiqua“ 1891 S. 27 bis 28. — Die Ausgrabungen sollen im nächsten Frühjahr fortgesetzt werden. — Eine Photographie der Felsbilder hat der Verein von Alterthumsfreunden im Rheinlande für die „Bonner Jahrbücher“ herstellen lassen. Dieselbe lag für Tafel I vor.

1) Urkundlich 1360 Brinholdestuhl.

2. Archäologisches vom Donnersberg.

Gelegentlich eines längeren Aufenthaltes auf dem Donnersberg im September 1892 machte der Verfasser eine Reihe von archäologischen Beobachtungen, die wohl weitere Kreise interessiren dürften.

A. Der Schlackenwall.

Seit den Untersuchungen von Virchow, Cohausen, Schaaffhausen, Schneider, Behla u. a., welche diese Forscher den sog. verschlackten Wällen gewidmet haben, ist die Aufmerksamkeit der Fachmänner darauf hingelenkt. Während solche Verschanzungen der Vorzeit mit künstlich verschlackter Oberfläche in der Lausitz und in Böhmen zahlreich vorkamen, sind sie im Rheinlande sehr selten. Bisher war meines Wissens nur der Wall auf dem Montreal oberhalb Meisenheim am Glan¹⁾ und bei Kirnsulzbach a. d. Nahe bekannt. Am Donnersberg wurde ein solcher bisher vermuthet, jedoch nicht erwiesen.

Die Nordseite des gewaltig aus der Rheinebene emporragenden „mons Jovis“ umzieht ein 6000 m langer, aus Stein und Erde errichteter Ringwall, dessen Lauf C. E. Gross und A. Schilling von Cannstadt (1878) beschrieben haben. Doch kannten sie den Schlackenwall noch nicht in ihrer Beschreibung. Das NO. gelegene Vorwerk umzieht die Ostseite der nach N. eingerissenen Eshedell und bietet auf ihrem höchsten Punkte eine hübsche Aussicht nach Ruppertsecken, Bastenhaus, Kriegsfeld u. s. w. Fast am nördlichsten Punkte desselben beginnt in sanfter Neigung der Schlackenwall und umzieht in einer Ellipse auf ca. 300 m das Plateau nach Osten und Süden, während nach Norden an steilen Felshängen der Schlackenwall nur an einzelnen Stellen sichtbar wird. Die Gesamtlänge (a—b—c—d—e) betrug demnach ursprünglich ca. 400 m. Der Schlackenwall steigt nach Süden allmählich bis zu 1,50 m Höhe und verflacht sich nach Nordwesten bis zu $\frac{1}{2}$ m. Seine Sohlenbreite beträgt 8 m, seine Kronenbreite 1 m. Im Südosten ist er von einem 3 m breiten Graben umzogen. Die Verschlackung findet sich auf dem ganzen Wallrücken²⁾ und reicht nach von dem Ver-

1) Diesen „Schlackenwall“ besuchte der Verfasser vor mehreren Jahren und besichtigte ihn genau.

2) Am südlichen Wegdurchgang sind die Schlacken in den Gräben geworfen worden, als man den Weg anlegte.

fasser gemachten zahlreichen Stichproben bis in $\frac{1}{3}$ m Tiefe. Als Material diente der hier lagerhafte Feldsteinporphyr. Derselbe findet sich auf dem Walle in allen Graden der Verschlackung, vom Ueberzuge mit glänzender Fritte bis zum leichten Bimsstein. An vielen Exemplaren ist die Einlagerung, ja die Struktur der Holzkohle, welche den Brandprocess verursacht hat, deutlich und mehrfach erkennbar. Es sind Stücke von 2—3 cm Länge und 1— $1\frac{1}{2}$ cm Breite. Die Ränder der Abdrücke sind scharf, ebenso die einzelnen Rippen. Mit Schaffhausen vermuthet der Verfasser Eichenholzkohlen als Brennmaterial. Es muss ein hoher Hitzegrad gewesen sein, welchem die Oberfläche des Walles ausgesetzt war. Holzfeuer gewöhnlicher Art schwärzen zwar den Porphyr, bringen aber keine Spur von Schmelze hervor. Auch ausserhalb dieses Schlackenwalles von ca. 200 m Längen- und 80 m Breitendurchmesser finden sich einzelne, wohl hierher später verschleppte Schlacken.

Einem metallurgischen Zwecke, wie man beim Donnersberg, der Kobalt, Kupfer, Silber lieferte, vermuthen könnte, diente der Schlackenwall nicht; dazu hätte man diesen regelmässig angelegten Wall nicht nöthig gehabt. Von Feuersignalen rühren diese Schlacken auch nicht her; dazu hätte eine Stelle genügt. Es ist nach der Sachlage an ein umwalltes Templum oder an ein fortifikatorisches Annäherungshindernis zu denken, welches durch diesen glatten Wall verstärkt werden sollte. Man könnte sich wohl an die „Glasburg“ des deutschen Märchens erinnern. Einen zufälligen Brand von Gebälk anzunehmen, das nach Art der gallischen, von Caesar beschriebenen Stadtmauern im ursprünglichen Steinwall vorhanden gewesen wäre, verbietet wohl die gleichmässige Dicke der Schlackenschicht und das Fehlen derselben im Inneren des Walles.

Ob rohe Steinwerkzeuge aus Porphyr, welche sich innerhalb des Hauptwalles vorfinden — eines derselben, im Besitze des Verfassers, hat die Gestalt eines Beiles von 12 cm Länge, 6,5 cm Schneidbreite, 1,7 cm Dicke — der Periode des Schlackenwalles angehören, bleibt im Zweifel. Jedenfalls aber entstammt der Schlackenwall der ältesten Epoche, in welcher man den „mons Jovis“ zu umwallen bemüht war.

B. Der Südwall und der Königsstuhl.

Lehne, „Die röm. Alterthümer der Gauen der Donnersberger“, 1. Th. S. 92 gibt die Länge der prähistorischen Umwallung auf 4108 m an, Gross und Schilling v. Cannstadt, „Donnersberg-Führer“, S. 33, auf 6000 m. In Wahrheit stellt sich die Länge der prähistorischen Umwallungen auf ca. 7000 m.

Ausser dem Schlackenwall fand der Verfasser im Süden des Hochplateaus einen zweiten, bisher unbekanntem Wall auf.

Derselbe beginnt an der Felsgruppe „Langfels“ oberhalb dem „Gehauen Stein“ und zieht in der Richtung nach Nordwest in einer Länge von 450 m, bis er an einem Fichtenwäldchen verschwindet. Nach SO. ist er deutlich erhalten, erreicht eine Höhe von 2 m bei 7—10 m Breite an der Sohle. Er besteht aus Porphyrbrocken. Nach NW. zu wird er flacher und breiter, da ihn die Forstverwaltung vor etwa 40 Jahren auseinanderwerfen liess und ihn „riefen“ wollte (!!).

Im letzten, nach dem „Langfels“ zu gelegenen Drittel wird er von einem alten Fahrweg durchschnitten, dem „Kutschweg“. Hier hat er 12 m Breite. Dieser Kutschweg führt steil hinab zum „Gehauen Stein“ nach SWS., biegt vor demselben oben im Buchenschlage nach SO. ab, bleibt ca. 20 m unterhalb des jetzigen, am „Gehauen Stein“ vorbeiführenden Fahrweges und führt als 3 m breite, nach SO. tiefer werdende Höhle durch die Lindendelle in der Richtung auf Jakobsweiler weiter. Dieser alte Strassenzug steht in Verbindung mit dem bei Jakobsweiler angenommenen Römerkastell (vgl. Gross a. O. S. 48 Anm.). Jakobsweiler ist auch Fundplatz römischer Sarkophage etc. Dieser Strassenzug zog dann weiter nach Osten über Weitersweiler einerseits nach Alzey, andererseits längst der Pfrimm nach Worms. Diesen von Südosten kommenden Strassenzug deckte der vom Ref. aufgefundene Wall, der in seinem Aussehen dem Hauptwalde völlig gleicht. Am „Langfels“ übersieht man denselben bis zu den hohen Thürmen des Wormser Domes.

Der Königsstuhl bildet den höchstgelegenen Punkt des „mons Jovis“. Seine 6 m hohe Porphyrkuppe dient im Südwesten der Umwallung den hier von NO. und OSO. zusammentreffenden Wallsträngen zum Vereinigungspunkte. Unmittelbar südöstlich von dieser alten Specula, links des vom Ludwigsthorne hierher ziehenden Fusspfades liegt, an den Südzug des Hauptwalles angegliedert,

eine bisher unbekannte, vierseitige Schanze. Ihre dem Königsstuhle zuziehenden zwei Längsseiten sind je 24 m, ihre zwei Schmalseiten 10 m lang. Die Höhe beträgt noch $\frac{1}{2}$ m. Der Wall besteht aus Stein und Erde und trug wahrscheinlich früher Pallisaden. Wenige Meter von der Südostecke dieser Schanze entfernt (15 m) liegt der zweite, alte Eingang in den Hauptwall. Er ist 3 m breit. Die einwärts gelegenen Wallenden sind auf 10 m Länge nach Innen zurückgezogen, so dass der stürmende Feind von drei Seiten beschossen werden konnte, von links, rechts und von vorn. Nach unserer Vermuthung war dieser Gang früher gedeckt und zwar mit Balken, ferner befanden sich wohl vorn und hinten starke Bohlenthore, so dass es dem Feinde möglichst schwer ward, den doppelt und dreifach vertheidigten Eingang zu nehmen. In der Schanze lag eine Abtheilung von Bewaffneten — die Thorwache, etwa 30—40 Mann stark. Die gleichen Vertheidigungsmaassregeln waren am Nord- e i n g a n g e, wie an diesem Südeingange getroffen. In der Schatzgrube, wo ein 3 m breiter, von Nordosten — Kiröhheimbolanden-Alzey — her zur Höhe führender alter Weg in die Verschanzung eintritt, sind gleichfalls die Wallenden zurückgezogen und zwar auf je 20 m Länge. So entstanden hier zur Linken, nach Westen zu und zur Rechten, nach Osten zu, zwei bastionartige, auf drei Seiten im Westen und auf zwei im Osten geschlossene Reduits, welche den Angreifer aufhielten. Am Ende der östlichen Einziehung sind zudem noch Fundamente eines Thurmes sichtbar. Dieselben bilden einen erhöhten Kreis von 18 m Umfang; in der Mitte befindet sich eine Höhlung. — Dass Schanze und diese zwei Poternen römische Anlagen sind, steht für den Verfasser fest, ebenso wohl für Herrn Oberst und Konservator von Cohausen, der vor mehreren Jahren mit Sr. Excellenz General von Seidlitz den Wall auf dem Donnersberge besucht, jedoch den Eingang am Königsstuhl unseres Wissens nicht bemerkt hat.

Ueber Römerfunde auf dem Donnersberg wird ein dritter Artikel kurzen Bericht erstatten.

C. Römische Funde.

Sicher beglaubigte Funde aus der Römerzeit vom Innern des Ringwalles sind es wenige; ausgiebigere Grabungen fehlen bisher; Versuche hat der Verfasser mehrfach gemacht.

Lehne: „Die röm. Alterth. der Gauen des Donnersberges“ I. Th. S. 92 berichtet von Münzen, Urnen und einem römischen Mahlstein, den er selbst sah. Auf einem Felsen des Donnersberges fand er die Inschrift:

I. O. M.

Der Rest derselben war zerstört.

Zu **I m s b a c h** bei Falkenstein südwestlich vom Donnersberg fand man 1820 ca. 30 Bronzemünzen der konstantinischen Zeit („Intelligenzblätter des Rheinkreises“ 1820, S. 412). Anno 1846 fand sich ebendasselbst eine Urne mit über 1000 Stück römischer Kupfermünzen. Nach **J. G. L e h m a n n** (Bavaria, Rheinpfalz, S. 596) reichen sie von Diocletianus bis Constantinus II.

In demselben Jahre fand ein Tagelöhner auf dem Donnersberge folgende Römeraltsachen: 1. einen numus recusus. Der herzförmige Stempel trägt folgende Buchstaben **IMP N̄ CN**. Ich lese Imperator Constanti(n)us. Die ursprüngliche Münze scheint dem Gegenkaiser von Constantius II. dem Magnentius angehört zu haben und zwar nach den älteren Buchstaben **MEFAVG**, von denen Nr. 2 und 3 offenbar falsch gelesen sind.

Die übrigen Funde bestanden in mehreren Fibeln und einer Bulla. Auch diese letztere weist auf römische Spätzeit hin. (vgl. 2. Jahresbericht des hist. Vereins der Pfalz S. 20 u. S. 23, sowie Tafel VII, N. 3).

Dieser Fund ist der wichtigste, weil genau bestimmbar. —

Als im Jahre 1852/53 das Innere des Walles aufgeforscht wurde, grub man in der „Tränke“ nördlich des Paulinerklosters zahlreiche römische Mahlsteine, Gefässe, Münzen u. s. w. aus. Nach dem Bericht eines alten Waldarbeiters, Braunfels, den der Verfasser darüber sprach, machten diese Befunde nicht den Eindruck eines Grabfeldes, sondern den einer römischen Niederlassung. Mehrere dieser römischen Mahlsteine befinden sich im Museum zu Speyer, einen derselben erwarb der Verfasser im September 1892. Derselbe bildet ein Oval von 37 und 31 cm Durchmesser und 8 cm Höhe, ist in der Mitte gelocht und auf der unteren Fläche rauh gearbeitet. Er besteht aus verschlacktem Niedermendiger Basalt. Er gehört wohl nach seiner nachlässigen Bearbeitung der Spät Römerzeit an. In dieselbe Zeit fällt nach dem früher vom Verfasser geführten Beweis (vgl. „Berl. philolog. Wochenschr.“ 1890 „Funde von der Limburg“) eine von ihm in der Schlangendelle vorgefundene halbe Reib-

steinplatte. Dieselbe hat 17 cm Länge (Rest abgebrochen), 20 cm Breite, 5 cm Höhe und besteht aus Porphyr.

Die auf der Limburg a. d. Hart gefundene Reibplatte ist vollständig und hat dieselbe Breite und Höhe.

Auch diese letzteren Funde gehören demnach der Spät Römerzeit an.

Der Verfasser stimmt nach diesen Indicien vollständig der Ansicht von E. C. Gross: „Wegweiser auf den Donnersberg“ S. 48 zu, wonach der dauernde Aufenthalt der Römer innerhalb des Walles in das sturmbewegte 4. Jahrhundert n. Chr. fiel. Die Ansiedlung halten wir für eine aus den Bewohnern der Umgegend bestehende; die Bewachung der Umwallung bildete die Lokalmiliz der romanisirten Vangionen (vgl. darüber Julius Jung in Sybel's hist. Zeitschrift n. F. 31. Bd., S. 29 Anmerk. 7). —

Die von Lehne oben angegebene römische Inschrift

I O M

offenbar von einer Ara herrührend, hat der Verfasser lange Zeit vergebens gesucht. Auch Gross a. O. S. 8 führt sie an. Der Verfasser zweifelte zuletzt an ihrer Existenz, bis er ihre Reste im September 1892 unter Dornen und Disteln entdeckte. Am Ostfusse des Königsstuhles erstrecken sich drei Felsengrate nach Osten. Zwischen dem 2. u. 3. steht im Gestrüpp zur Linken eine künstlich aus dem Fels herausgearbeitete Ara mit ovalem Abschluss. Höhe = 1,30 m, Breite = 1 m, Dicke = 0,40 m; Gestein Porphyr.

Mitten auf ihrer Vorderseite sind 4,20—25 cm hohe Hohlräume sichtbar. Man bemerkt an ihren Rändern deutlich die Spuren von Hieben, mit denen hier früher gestandene Buchstaben entfernt wurden. Die 1. Höhlung bildete früher ein I; die 2. und 3. ein breites O, die vierte ein weitspuriges M. Die verschollene Widmung

I · O · M

ist endlich, wenigstens in Trümmern gefunden. Ob eine rechts unten in der Ara befindliche Lücke den Namen des Dedicators enthielt, ist möglich. Doch vermuthen wir, dass die Ara gleich der vom Schlammberge nahe an Dürkheim herrührenden, nur die Weiheinschrift an

„Jupiter optimus maximus“ enthielt. Die Inschrift zerstörten wahrscheinlich die Pauliner Mönche als heidnisches Teufelwerk.

Nach ihrer Form, dem ovalen Abschluss, mag dieser Altar, der nach Nordosten blickte, am Ende des 3. oder Beginn des 4. Jahrh. entstanden sein. Er erhob sich dicht zwischen der Specula auf dem 6 m hohen Königsstuhl und der Schanze, wo die Bedeckung des Haupteinganges lag. Letzterer offenbar verdankt die Ara ihre Entstehung und ihre Verehrung.

Ob von dieser Arainschrift der Name des Berges „mons Jovis“ her stammt, der übrigens erst i. J. 828 in einem Schreiben Frothars' von Toul erscheint „a monte Jovis usque Palatium Aquis“ (vgl. Lehne a. O. I. Th. S. 91 Anmerk.), oder, wie J. Grimm vermuthet, von der Uebersetzung seines altgermanischen Namens: „Thonersberg“ (so anno 869) = „Berg des Thonar“, bleibt vorläufig dahingestellt. Sicher jedoch ist, dass in einem klassischen Schriftsteller der Name „mons Jovis“ für unseren Donnersberg, wie vielfach noch geglaubt und geschrieben wird, nicht erscheint, wenn es auch nach unserem Befunde nicht unmöglich ist, dass schon zur Spät Römerzeit obige Gleichung mons Jovis = „Berg des Thonar“ im Munde des romanisirten Vangionen vorhanden war.

D. Gallische Münzen.

Bezeichnend für die Zeit der Entstehung und der ersten Benützung des Ringwalles auf dem Donnersberg ist der Fund gallischer Münzen, sowohl innerhalb der Verschanzung als auch in dem an seinem Südostfuss gelegenen Oertchen Jakobsweiler.

Innerhalb der Umwallung wurden fünf Stück gallischer Münzen aufgefunden (vgl. Mehlis: „Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande“ III. Abth. S. 21 und Taf. II. Fig. 16). Drei derselben sind bekannt. Die 1. ist eine sogenannte scutella Iridis oder Regenbogenschüsselchen aus Gold. Sie hat nur einseitige Prägung. In der Mitte eines Kranzes von kleinen Kreisen ist nach rechts blickend eine in den Konturen vogelähnliche Figur mit langen Stelzbeinen, ein Reiher oder Kranich dargestellt. R. Forrer in seiner Arbeit über „Die keltischen Münzen“ (Antiqua Jahrgang IX, 1891) rechnet diese Münzen zu denen des „nationalen Typus“ und glaubt, dass sie neben den Nachbildungen der macedonischen Goldstatere zeitlich und räumlich herliefen (4.—3. Jahrhundert vor Christus). Regenbogenschüsselchen mit ähnlichen Münzzeichen werden oberhalb Jakobsweiler, welches an der Südseite der oben erwähnten, zum Plateau

hinaufziehenden Römerstrasse liegt, nach Regengüssen von Zeit zu Zeit gefunden.

Einem anderen Typus gehören die übrigen zwei gallischen Münzen an. Beide sind von Silber und in der Grösse eines silbernen Zwanzig-Pfennigstückes. Beide sind doppelseitig geprägt und tragen auf dem Avers das Bild der Pallas-Minerva oder der Roma, auf dem Revers das bekannte gallische Pferd. Sämmtliche Figuren blicken nach links. Die eine dieser Münzen jedoch ist sehr stark erhaben, die andere sehr flach geprägt. Auf letzterer sind über dem Rücken des Pferdes 4 Buchstaben eingepägt. Ich lese dieselben VYLT d. h. Vau, Ypsilon, Lambda, Gamma oder Ce, also = Vulc. Ob diese Signatur auf die etrusische Stadt Vulci zu beziehen ist, welche im Handel mit Gallien eine grosse Rolle spielte — bekanntlich stammt das vornehmste Fundstück Etruriens auf deutschem Boden, der Dürkheimer Dreifuss, aus den Fabriken dieser Stadt; vgl. Genthe: „über den etruskischen Tauschhandel nach dem Norden“ S. 159—160 u. S. 16 —, oder ob diese Inschrift in schlechter Wiedergabe auf den gallischen Stamm der Volcae sich beziehen soll, dessen Münzen sich zahlreich am Mittelrhein vorfinden (vgl. R. Forrer a. O. S. 28), ist schwer zu entscheiden. So verlockend die obige Münzschrift sein mag, so wollen wir uns doch nicht bei der Unzuverlässigkeit der gallischen Münzmeister auf ihre Deutung stützen. Eine eigenthümliche Illustration erhält durch diese Mischung griechischer und italischer Buchstaben die Nachricht Caesar's (de bell. gall. I, 29; V, 48; VI, 14), dass sich die Gallier „graeis litteris“ bedienen. Prof. Harster in Speyer, dessen Güte der Verf. genaue Abdrücke dieser zwei Münzen verdankt, hält sie für Imitationen römischer Silberdenare aus der republikanischen Zeit. Eine sehr ähnliche Silbermünze bildet Forrer a. O. unter Fig. 112 u. 113 ab. — Hält man an der Ansicht dieses bewährten Münzkenners fest, so wären diese zwei gallischen Silbermünzen als schlechte Nachahmungen römischer Denare aus der letzten Zeit der Republik anzusehen. Nach Genthe's Nachweisungen ist vor Caesar's Zeit von römischem Courant in der Schweiz nicht die Rede, noch weniger also am Mittelrhein (vgl. Genthe a. O. S. 87).

Dagegen blühte der römische Handel nach den Kämpfen mit den Cimbern und Teutonen im Narbonensischen Gallien (vgl. Cicero pro Fonteio c. 1 § 11). In diese Zeit, also zwischen 100—50 v. Chr., d. h. in die jüngste Periode der la-Tène-Zeit, ist wohl die Entstehung

des obigen Münztypus zu setzen. Damit stimmen auch die Resultate von R. Forrer überein (vgl. a. O. S. 29—31).

Ein Licht fällt damit auch auf die Benützungszeit der Ringmauer auf dem Donnersberg. Vor den in derselben Zeit über den Mittelrhein drängenden Germanen, den Vangionen, Nemetern, Tribocchern zogen sich die gallischen Ansiedler in den Schutz ihrer Oppida, wie sie Caesar nennt, zurück. Ein solches Oppidum war die Centralfeste auf dem Donnersberg, die wohl ein Gaustamm der Mediomatrici zu Schutz und Trutz für sich und seine Angehörigen errichtet hatte. Während der Besetzungszeit gingen obige Münzen verloren.

Es stimmt dieser archäologische Beweis in Betreff der Benützungszeit dieser mittelrheinischen Oppida mit den vom Verfasser in seinen „Studien“ (I. Abth. S. 39 ff., VI. Abth. S. 71 ff., X. Abth. a. m. St.) gelieferten historischen überein, wornach sie im Kampfe zwischen Galliern (Mediomacern) und suebischen Gauvölkern in der Zeit von 70—45 v. Chr. eine Rolle gespielt haben. So geben uns diese Münzen einen terminus ad quem an, während die scutellae Iridis, deren Prägezeit ins 4. bis 3. Saeculum vor Christus fällt, die Benützungszeit durch einen bestimmten terminus a quo limitirt. Bestimmter und gesicherter ist dieser Anfangspunkt durch diese altgallische Münze, als durch die oben erwähnten Steinwerkzeuge. Letztere gehen in die Zeit der ersten arischen Einwanderung in die Rheinlande zurück, als Stämme sich hier niederliessen, deren Name — Vasconen? — wir kaum verwerthen können. Die Gallier dagegen gehören den geschichtlichen Völkern an, deren erste Anfänge am Mittelrhein durch Müllenhoff's und anderer Germanisten Forschungen erhellt, deren letzte Entwicklungsstadien durch Caesar's Tagebücher und Strabo's statistische Nachrichten festgestellt sind.

Einen Fingerzeig aber für manche noch halbdunkle Partien der Geschichte der mittelrheinischen Gallier im 3.—4. Jahrhundert und im 1. Jahrh. vor Christus, oder archäologisch ausgedrückt, zu Anfang und zu Ende der la-Tène-Zeit, gewähren uns die oben kurz besprochenen drei gallischen Münzen vom

„mons Jovis“.

3. Eine römische Militärstrasse in der Westpfalz.

Die Verbindung zwischen Augusta Treverorum und Argentoratum zur Römerzeit, d. h. zwischen dem Sitze der Centralgewalt und der Hauptfestung am Oberrhein zur Zeit der sinkenden Herrschaft der Römer ist ein Postulat der Vernunft.

In Wirklichkeit haben die Forschungen von Oberstlieutenant Schmidt (Bonner Jahrbücher Heft 31, S. 210—215) und Director Dr. Schröder („Ueber die römischen Niederlassungen und die Römerstrassen in den Saargegenden“ III. Abth. S. 10—14) einen Theil dieser Militärstrasse, soweit sie durch preussisches Gebiet zieht, festgestellt. Allein die Fortsetzung dieser Strasse durch die Pfalz ist bisher nicht einmal vermuthungsweise festgestellt worden. Der Verfasser ist nun in der glücklichen Lage, die obige Linie für die Pfalz so zu erweitern, dass der Weiterführung derselben durch das Elsass bis Strassburg keine besonderen Schwierigkeiten mehr im Wege stehen. Von Trier geht es nach Schmidt's Forschungen über Niederzerf, Weisskirchen, Wadern nach dem Schauernberg bei Tholey. Von hier durch den Varuswald als Rennstrasse nach Stenweiler bis Neunkirchen. Nach den weiteren Untersuchungen von Schröder und dem Verfasser zieht sie von Neunkirchen nach Neuhäusel oder der uralten Veste Kirkel, wo nach gemachten Römerfunden ohne Zweifel ein Strassencastell sich befand. Von Kirkel zieht sie gen Süden am Hutschuck vorüber (hier römisches Steinrelief) nach Lautskirchen und Blieskastell. Letzteres war nach den hier gefundenen römischen Inschriften zu schliessen (vgl. Brambach corpus inscriptorum Rhenanarum Nr. 1782 und 1783) gleichfalls eine römische Niederlassung. Schon im Jahre 960 wird es als castrum Blesiacum erwähnt. Von hier gingen zwei Strassenzüge aus; der eine südwestlich über Biesingen an die Saar, der andere zog — bisher unbekannt — in südöstlicher Richtung an den Rhein nach Strassburg. Jenseits der Blies liegt Webenheim, wo ein römisches Denkmal sich fand (vgl. Mehli's „Studien“ 8. Abth. Seite 57). — Zwischen beiden Orten stellte wohl eine Furth die Verbindung her. Von Webenheim aus steigt die Strasse direct nach Südosten und gelangt über den „Rothen Bühl“ bis zu einer Meereshöhe von circa 380 m. Sie zieht hier über eine Hochfläche von 4 km Breite, um schnurgerade in Mittelbach an die Bickenalbe zu gelangen. Auf dieser Höhe ist die Strasse

auf einer Länge von 3 Kilometer wohlerhalten; sie hat eine Breite von durchschnittlich 7 Meter (das von Oberstlieutenant Schmidt aufgestellte Normalmaass = 20 rheinische Fuss) und ist mit auf der Kante gestellten festen, meist viereckigen Kalksteinbrocken gestückt. In der Mitte zeigt sie eine sanfte Anschwellung.

Gegen Webenheim zu wird sie als Feldweg gebraucht und ist hier deshalb ausgefahren und holperig. In der Mitte jedoch und nach Südosten zu ist sie ausgezeichnet erhalten; hier bildet sie die Grenze zwischen den Gemeinden Hengstbach und Mittelbach, führt durch Wald und wird wenig oder gar nicht befahren. Der ganze Strassenzug von Webenheim bis Mittelbach heisst jetzt noch „die Römerstrasse“. In der Mitte wird sie von einem zweiten alten Strassenzug geschnitten, der von Altheim her über den Welschberg gegen Norden direkt nach Zweibrücken zieht. Voraussichtlich ist dieselbe mit der frühmittelalterlichen Königsstrasse identisch. Dort, wo sich beide Strassenzüge schneiden, liegt nördlich vom erstgenannten, in der Wolfsacht eine Grabhügelgruppe von 7 Tumulis. Ein Tumulus erhebt sich unmittelbar im Osten des Schnittpunktes der beiden Strassen. Von diesen Tumulis, die im Hochwald liegen, sind 3 durchschnitten. Es fanden sich in ihnen Armringe aus Bronze.

Von Mittelbach zog die Strasse über den Scheiderücken zwischen Bickenalbe und Hornbach nach dem alten Orte Hornbach und zog sich oberhalb dieser alten Burgstelle, über den Teufelsberg und den Scheidwald auf die Höhe zwischen der Schwalbach und den Zufüssen der Trualb. Stets auf der wasserscheidenden Höhe bleibend, gelangte die Strasse von hier aus nach Süden direkt über Schorrebach nach Bitsch. Dies war im Mittelalter der gewöhnliche Weg von Zweibrücken nach Bitsch. Von Bitsch aus konnte diese wichtige Militärstrasse verschiedene Linien in der Richtung nach Strassburg einschlagen. Dem Verfasser scheint die richtige Träce durch die Orte Egelshard, Niederbronn, Pfaffenhofen, Brumath bezeichnet werden zu müssen. Die letzteren 3 Stätten sind bekannt als Fundorte römischer Alterthümer (vgl. Brambach: corp. inscript. Rhenan. N. 1840—1844, N. 1876, N. 1897—1901 und Fr. Xaver Kraus: „Kunst und Alterthum in Elsass-Lothringen“ I. Bd. 1. u. 2. Abth.). Von Brocomagus nach Argentoratum führte die grosse Rheinstrasse: Mainz-Windisch.

4. Burgruine Schlosseck in der Pfalz.

Die Burgruine Schlosseck liegt am linken Ufer der Isenach, wo in dasselbe von Norden her das Pfaffenthal einmündet, ca. 5 km westlich von Dürkheim.

Vom Ranfels, Peterskopf, Hartenburg und Limburg aus sind die Zinnen des Portales, sowie die drei alten Lindenbäume, welche südöstlich desselben stehen, sichtbar. Die Ruine liegt 107 R = ca. 320 m hoch über dem Meeresspiegel.

Dass an dieser Stelle ein „Schloss“ gestanden habe, vermeldete bis 1879 nur die Sage. Jedoch selbst den Namen dieses Schlosses wusste Niemand mehr. Nach der Mittheilung eines alten, längst verstorbenen Försters soll die Burg „Ewaldsburg“ geheissen haben¹⁾.

Da glückte es dem Verfasser vom Jahre 1879—1885 Bering, Schildmayer, die Trümmer des Portales u. s. w. blosszulegen und zwar mit Unterstützung des historischen Vereines der Pfalz, des Alterthumsvereines und des Verschönerungsvereines zu Dürkheim.

Vom Portal wurde bei den Ausgrabungen der Sockel bis etwa in Meterhöhe noch vorgefunden; die dazu gehörigen Hausteine fanden sich wenige Meter davon entfernt auf einem Platze im Graben.

Aus ihnen wurde auf Grund eines von Sachverständigen aufgenommenen Aufrisses im Jahre 1883 das jetzt stehende Portal in einer Höhe von 6 m reconstruirt.

Es wird dies hier ausdrücklich vermerkt, da Essenwein bezweifelt, dass das jetzt stehende Portal hier überhaupt gestanden hat (vgl. Essenwein: „Die Kriegsbaukunst“, Darmstadt 1889, S. 68).

Von grösseren nicht im Bau untergebrachten Fundstücken ist die eine zum Portal gehörige Kämpferplatte zu erwähnen, deren Mitteltheil von einer gnomonartigen Figur getragen wird, sowie ein mit Palmettenverzierung geschmücktes Rundbogenstück. Beide fanden sich nach dem Aufbau des Portales unter einer Buche. Erwähnenswerth ist ferner eine grosse Anzahl von Steinkugeln von 30—40 cm Durchmesser. Eine Anzahl kleinerer Funde, wie Mahlstein von Quarzit, Sporen, Speerspitze, Schüssel u. s. w. aus Eisen, sowie mehrere geriefte Thonbecher, welche dem 12.—13. Jahrhundert angehören, befinden sich im Museum zu Dürkheim.

Der von einem fortlaufenden aus Buckelquadern bestehende Bering umschliesst eine hügelisenförmige Felsnase, deren Fläche

1) Vgl. Ottmar Schönhuth: „Burgen, Klöster u. s. w. Badens und der Pfalz“ 2. Bd. S. 358.

sich 160 m über der Soole des Isenachthales erhebt. Die Hänge dachen sich nach drei Seiten, nach Süden, Osten und Westen steil ab. Die vierte, nördliche Seite, die Angriffsseite ist dreifach geschützt:

1. Durch einen äusseren, $12\frac{1}{2}$ m breiten, $1\frac{1}{2}$ m tiefen Graben, der auf der Ostseite durch einen 9 m breiten Landstreifen die Brücke zwischen Aussen- und Innenseite herstellt. Vor diesem Aussengraben liegt eine Cisterne, deren vier Seiten je 4 m Länge haben.

2. Durch den inneren Graben, der wie der erste aus dem Felsen geschrotet ist und bei 10 m Breite 2 m Tiefe hat.

3. Durch die Schildmauer von 35 m Länge und wohl ursprünglich 6 m Höhe.

Die an den Ecken abgerundete Schildmauer besteht wie der ganze Bering aus zwei Lagen Quadern, von denen die äussere Reihe gebosst, die innere glatt behauen ist.

Dicht neben dem Portal erhebt sich der noch 4 m hohe, mit der Spitze in die Schildmauer hineinragende fünfseitige Bergfried. Auch dieser besteht aus Bossenquadern.

Wie die verschiedenen Maasse der drei rechtwinkligen Seiten sowie die des viereckigen Innenraumes beweisen, hatte der Baumeister in der genauen Konstruktion solcher Bergfriede noch keine rechte Übung. Die schützende Stellung des Bergfriedes neben dem Portal gleicht, wie Näher ganz richtig bemerkt, der Situation auf Landeck und Wachtenburg. Dem Verfasser scheint dieser Umstand darauf hinzudeuten, dass die Erbauung dieser drei Bergfriede in dieselbe Zeit, Mitte bis Ende des zwölften Jahrhunderts fällt.

Der hochgelegene Eingang zur Burg befand sich, wie ein dort vorhandener Podest aufweist, auf der Ostseite des Berges. Südwestlich des Thurmes liegen hart an der Beringmauer die $1-1\frac{1}{2}$ m hohen Fundamente eines viereckigen Gebäudes. Dieselben sind aus Hausteinen kleineren Formates erbaut. Der Innenraum misst 10 m Länge auf 7,5 m Breite.

Südöstlich vom Thurm befinden sich die Reste eines Ziehbrunnens oder einer Cisterne und noch weiter nach Süden vor den drei Linden, die den Burghof beschatten, fanden sich Spuren von einem weiteren, aus Fachwerk bestehenden kleinen Gebäude. Auf dieser Ostseite des Beringes, 3—4 m von der Innenseite desselben entfernt, wurde ein aus gewaltigen Steinblöcken bestehender Mauerzug aufgedeckt. Er gehört einer älteren Periode, wahrscheinlich dem Ende der Römerzeit an, aus der auch das Bruchstück eines Terra-sigillata-Gefässes von gelbrother Farbe herrührt.

Dass die Ringmauer ursprünglich so ziemlich die gleiche Höhe wie das Portal hatte, ist nicht zu bezweifeln, wenn man der Tradition Beachtung schenkt, wonach die unten stehende Papierfabrik aus den Quadern der Ruine Schlosseck erbaut wurde. An inschriftlichen Funden sind folgende vier zu verzeichnen:

- 1) Auf einem Quader der Nordostecke des Thurmes steht der Name Hircari eingehauen.
- 2) Auf der Innenseite des westlichen Kämpfers am Portal steht die Jahreszahl **1202**.
- 3) Auf der Aussenseite desselben Kämpfers stehen drei Kreuze in gleicher Linie und der Name Padhuo mit nachfolgendem Kreuze.
- 4) Auf einem Eckquader der Ostseite des Thurmes ist ein 8 cm hohes und breites, mit Schlusslinien versehenes Kreuz angebracht.

Den Namen Hircari stellte Prof. Harry-Breslau fest, die Jahreszahl **1202** entdeckte Karl Emich Graf zu Leiningen-Westerburg, das Uebrige der Verfasser.

Besondere Beachtung verdienen die zwei fast freigearbeiteten Adler am Kämpferportal, der aus Palmetten und Lotosblumen bestehende Rundbogenfries, der Schlussstein des Thorbogens, auf dem ein bebarteter Kopf dargestellt ist, der von Bandverschlingungen umgeben wird, sowie der unter der Zinne laufende, von acht kleinen Halbbögen getragene Palmettenfries. Alle diese Verzierungsmotive deuten auf die Berührung kirchlicher und weltlicher Bauhätigkeit zu Ende des 12. Jahrhunderts. Auch das Südportal des Domes zu Worms wird von Adlern getragen.

Ueber die Geschichte dieser Burg vermelden weder Urkunden noch sonstige Schriftstücke eine Nachricht. Auch die Leiningen'schen Theilungen, weder die vom Jahre 1237, noch die vom Jahre 1848, bringen den Namen einer Burg, der sich auf Ruine Schlosseck deuten liesse. Dass die Burg durch Brand zu Grunde ging, geht aus den zahlreichen verbrannten Holztheilen hervor, die sich sowohl im Portal, als im Thurme vorfanden. Da sich jedoch kein Fundstück vorfand, das über das 15. Jahrhundert hinausging, so ist es nicht unmöglich, dass Ruine Schlosseck im Leiningen'schen Erbfolgekrieg 1471 zu Grunde ging. Bezüglich der Erbaungsgeschichte der Burg sind wir demnach nur auf archäologische Schlüsse angewiesen.

Die Namen Hircari und Padhuo oder besser Hergari und Paticho sind als die Eigennamen der Steinmetzen oder Baumeister anzusehen, welche Thurm und Portal errichteten. Beide Namensformen gehören dem Altfränkischen an, und waren darnach diese

Architekten Eingeborene. Schon der Umstand, dass wir zwei Baumeister haben, weiter aber auch der, dass Beringmauer und Thurm einerseits, das Portal andererseits nicht verkennbare Unterschiede in der Technik aufweisen, führen zum Schlusse, Beringmauer und Thurm um circa ein halbes Jahrhundert höher anzusetzen, als das Portal, dessen Herstellung dem Jahre 1202 mit Sicherheit angehört. Eine weitere Thatsache der Geschichte ist die, dass der Grund und Boden, auf welchem Schlosseck steht, schon im 12. Jahrh. dem Hause Leiningen angehört hat. Von Schlosseck führt ferner ein alter Fahrweg nach Norden ins Pfaffenthal, der in einem tiefen Hohlwege den Gebirgskamm zwischen Heidenfels und Ranfels erreicht, von dem aus durch die „rothe Hohl“ die directe Verbindung nach Höningen und Altleiningen besteht. Auch dieser Umstand deutet auf alte Verbindung von der Ruine Schlosseck mit dem Leiningener Thale, wo der Stammsitz der Grafen von Leiningen, Altleiningen, gelegen ist. Es ist ferner zu beachten, dass Ruine Schlosseck seiner ganzen Lage nach nur den Zweck haben konnte, die Abtei Limburg und die nach Frankenstein führende Strasse zu beobachten und zu sichern. Mit Erbauung der Feste Hartenburg verlor Schlosseck seine militärische Bedeutung.

Aus diesem Grunde geht die fast nothwendige Folgerung hervor, dass Schlosseck als Schutzcastell für die Abtei Limburg Mitte des 12. Jahrh. von dem damaligen Schirmvogt des Klosters Limburg, Emich III. Graf von Leiningen erbaut wurde¹⁾.

Sein kunstsinniger Sohn, der Landvogt im Speyergau, Graf Friedrich I. liess das Portal 1202 erbauen. Mit der Erbauung von Hartenburg, die ein Jahrzehnt später stattfand, sank Schlosseck zu einer Nebenburg herab und ward spätestens im 15. Jahrh. durch Brand zerstört.

Litteratur.

- Mehlis, in der Monatschrift für die Geschichte Westdeutschlands, V., VI. und VII. Band und in dem dazu gehörigen Correspondenzblatt 1882. Nr. 6, Mehlis, Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande, 10. Abtheilung, Seite 81—90.
 Harry Breslau, Jahrbücher des deutschen Reiches unter Konrad II. 2. Band, Seite 385.
 Näher, Die Burgen der rheinischen Pfalz, Seite 23—24 und Blatt 7.
 Essenwein, Die Kriegsbaukunst, Seite 68.

1) Vergl. Manchot, Kloster Limburg, Seite 17—18.